



Älter werden

„Ich will lieber weniger lange alt sein, als alt sein, ehe ich es bin.“

(Michel de Montaigne, *Essais*)

von Karlheinz Rossbacher

Im Jahre 2000 wurde ich sechzig und wollte mit Italo Svevos Roman *Ein Mann wird älter* in die Ferien fahren. Beim Kofferpacken stieß ich gerade noch rechtzeitig auf den italienischen Originaltitel: *Senilità*. Ganz schnell legte ich das Buch beiseite und habe es bis heute nicht gelesen. So begannen meine Sechziger, und noch standen acht Jahre im Beruf bevor, von denen nicht einmal das letzte ausplätschernd verlief. Zehn Jahre später sagte ich mir: Die Sechziger sind vorbei, jetzt kommen die sanfteren Swinging Seventies. Swinging wurden sie, und zu meiner Überraschung auf abwechslungsreiche und produktive Weise. Als dann die Swinging Seventies vorbei waren, sagte ich mir: Und jetzt kommen also die ... Ja, was? Sicher nichts mehr mit Swing, aber wenn's gut geht, noch etwas Slow-Fox-Trott.

Der Philosoph Odo Marquard hat einmal davon gesprochen, dass man sich im Ruhestand eine „solide Schandmaulkompetenz“ zulegen dürfe, weil man unbekümmert geradeaus reden und so manche Vorsichtln und Rücksichtln ignorieren könne. Aber ein „Revoltiergreis“, schrieb er, brauche man nun auch wieder nicht zu werden. Damit meinte Marquard den marxistischen Sozialphilosophen Herbert Marcuse, der die Theorie vertrat, dass die kapitalistische Gesellschaft durch „repressive Toleranz“ aus uns „eindimensionale Menschen“ mache, die sich nur durch eine Revolution aus ihrem „gesellschaftlichen Verblendungszusammenhang“ befreien können. Nur jungen Menschen traute Marcuse (damals bereits siebzig) zu, selbigen zu durchbrechen. Ein Motto der Bewegung der Achtundsechziger lautete: „Trau keinem über dreißig!“ Worauf prompt ein Gegenmotto geboren wurde und auf Karl Marx zielte: „Trau keinem über hundertdreißig!“

Schandmaulkompetenz und Revoltiergreis wurden nicht meins, was aber eine gewisse Dauerentrüstung über die derzeitigen Verhältnisse in der Welt nicht ausschließt.

In einem Salzburger Gast-Seminar des deutschen Essayisten und Romanciers Dieter Wellershoff, lange her, fiel einmal

der Satz: „Wer nach allen Seiten offen ist, kann nicht ganz dicht sein.“ Dieses angeblich von Kurt Tucholsky stammende Bonmot verwendete Wellershoff, um eine interessante literarische Diskussion, die nichtsdestoweniger munter auseinanderzulaufen drohte, zu straffen. Heute verstehe ich darunter, dass es mit dem Älterwerden durchaus zu dem einen oder anderen geistigen Appetitmangel, nach der einen oder anderen Seite, kommen kann. Physisch begleitet wird dieser Appetitmangel manchmal, so der Schweizer Schriftsteller und Kabarettist Franz Hohler, von dem einen oder anderen Allmählichkeitsschaden. Ein Allmählichkeitsschaden ist ein bisschen hinterhältiger als ein Plötzlichkeitsschaden, bei dem man sofort weiß, woran man ist. Aber ein Allmählichkeitsschaden erlaubt es, anstatt über einen Golfplatz zu stolpern, an einem Schreibtisch zu sitzen und allmählich etwas zu kritzeln oder zu tippen, während die Jahre sich mehren.



Kurt Regschek: *Alter Mann mit Brille.*

Von Theodor Fontane, einem meiner Allzeitfavoriten, dessen Alterswerke seine feinsten sind, stammt das Wort: „Das Beste im Leben ist Arbeit; man kann fast sagen, das Einzige.“ Fontane hat hinzugefügt, das Schlimmste sei Brüten. Im autobiografischen Buch „Selbstbewusstsein“ des amerikanischen Schriftstellers John Updike liest man (und da war er erst siebenundfünfzig): Beim Älterwerden solle man, wie beim Radfahren, immer in die Pedale treten, und sei es noch so langsam. Tritt man nicht, kippt man. Ich stelle mir vor: ins Brüten.

Viel Kluges ist über das Älterwerden geschrieben worden, von Norberto Bobbio, Jean Amery, Michel de Montaigne, Simone de Beauvoir, Max Frisch, Silvia Bovenschen (von der der Titel dieses Essays geborgt ist), Verena Kast und anderen. Vieles kann ich auf mich beziehen, was nichts anderes heißt als: Allgemeine Aussagen, wenn sie richtig sind, stimmen auch für den Einzelfall. Und oft liefern literarische Beispiele und poetische Reflexionen zum Thema ähnliche oder sogar tiefer reichende Einsichten als so manche mit Statistiken unterfütterte Untersuchungen. Beides, allgemeine Aussagen und Beispiele >>>



aus der Literatur heranzuziehen und mit Persönlichem zu verknüpfen, möchte ich unternehmen, ohne Scheu vor Zitaten. Und ohne zu oft auf den Endpunkt zu schauen.

Lieber Qualität als Quantität

Es gibt eine besondere Statistik des Älterwerdens, die von den Zeitläuften abhängt. Die haben für eine wachsende Zahl von Menschen positive Veränderungen gebracht: Verbesserung der Ernährung, der Hygiene, der Wohnverhältnisse, der medizinischen Versorgung und, als wichtige Folge daraus, längere Lebenszeit. Als zum Beispiel der berühmte Philosoph Immanuel Kant in Königsberg im Jahre 1774 fünfzig Jahre alt wurde, soll der Rektor der Universität seine Festrede mit den Worten begonnen haben: „Ehrwürdiger Greis!“ Diese Geschichte ist zwar verbreitet, aber nicht verbürgt. Wäre sie es, wäre sie ein treffendes Beispiel für die Zusammenhänge von Lebensdauer und Epochen. Heutige Forschung, die nicht einfach bestimmte Altersstufen, sondern Abläufe des Alterns in den Blick nimmt, setzt, mit verschwimmenden Grenzen, vier Lebensalter an. Das dritte beginnt nach dieser Annahme mit ungefähr sechzig, das vierte mit ungefähr achtzig. Der als ehrwürdiger Greis Angesprochene stand also, nach heutiger Zählung, mit seinen Fünfzig noch irgendwo gegen Ende des zweiten Lebensalters. Der Rechtsphilosoph Norberto Bobbio hielt 1996 in seinem weit verbreiteten Buch *Vom Alter – De Senectute* fest, da war er siebenundachtzig, dass sich die Schwelle zum Alter in den vergangenen Jahren um etwa zwanzig Jahre verschoben habe, dass also heute jemand mit sechzig nur im bürokratischen Sinne alt sei und dass das physiologische Alter mit den Achtzigern beginnt. Der deutsche Altersforscher Paul Baltes geht davon aus, dass man, wenn man in die vierte Altersstufe eintrete, noch eine durchschnittliche Lebenserwartung von weiteren acht Jahren habe. Immerhin. Er fügt mit Nachdruck hinzu, dass es in dieser Phase wichtiger sei, „to add more life to years than years to life“, dass also die Qualität des Lebens wichtiger sei als dessen Verlängerung.

Alexander von Villers (1812–1880) war ein Diplomat in Diensten des Königreichs Sachsen. Er war in seiner Kindheit ungebärdig, sein Vater nannte ihn einen Dämon, seine frühen Jahre verbrachte er unstet, er studierte flottierend in Paris. Er absolvierte dann doch in kurzer Zeit die Juristerei und wurde Diplomat an der Sächsischen Botschaft in Wien. Er blieb Junggeselle, entfremdete sich dem städtischen Leben, sehnte den Ruhestand herbei und pachtete vom

Prinzen Liechtenstein ein Anwesen im niederösterreichischen Neulengbach. Er betrieb Haus-, Garten- und Landwirtschaft mit Hingabe. Eine Köchin, ein bis zwei Arbeitshelfer und sein Ackerpferd Pegasus, benannt nach dem geflügelten Dichterross der Mythologie, verhalfen ihm zu einem, wie man heute sagen könnte, „grünen“ Glück. Es zu preisen wurde er nicht müde. Nach dem Tagewerk verfasste er wunderbare Briefe; einige gehören zu den schönsten in der deutschsprachigen Literatur. Reisen betrachtete der früher so Unstete als unwillkommene Unterbrechungen seines Daheimseins. Mit einundsechzig berichtete er von einigen Beschwerden, die er, nicht ohne ein Quantum Humor, seinen Jahren zuschrieb. Mit sechsunsechzig erwähnte er ein paar mehr davon, immer noch mit Humor: „Hab ich kalte Füße, so hab ich einen warmen Plutzer.“ So überspielte er – die Adressatin war eine eloquente und humorbegabte Gräfin – mit einem damals gebräuchlichen Bett-Wärmestein seine Durchblutungsstörungen. (Zu Villers komme ich noch einmal.)

Das Alter kommt ungebeten und unvorhergesehen

Die Statistik des Alterns steht also unter historischen Bedingungen. In einem bekannten Studentenlied aus dem 18. Jahrhundert wartet nach fröhlicher Jugend (post iucundam iuventutem) gleich das beschwerliche Greisenalter (post molestim senectutem) und anschließend das Grab („nos habebit humus“). Ähnlich zügig dahin geht es in Ferdinand Raimunds „Original-Zaubermärchen“ *Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär* (1826). Die Fee Lakrimosa, die einen Menschen geheiratet hat und nach dessen Tod ins Feenreich zurückwill, muss als Strafe ihre Tochter Lottchen dem Bauern Fortunatus Wurzel ins Haus geben. Die allegorische

Figur des Neides, dem Lakrimosa eine Abfuhr erteilt hat, rächt sich, indem er den Bauern einen Schatz finden lässt, worauf der Mann millionärrisch in Saus und Braus lebt, Lottchen mit verhärtetem Herzen behandelt und ihr den jungen Fischer Karl verbietet. Er wird bestraft und muss sein wüstes Leben aufgeben. In der ersten von zwei berühmten Szenen erscheint die Figur der Jugend in einer prächtigen Kutsche. Es ist Wurzels eigene Jugend, nur hat er sie bislang noch gar nicht wahrgenommen. Sie bringt ihm bei, dass sie ihn jetzt verlassen wird, und das nimmt er verständlicherweise ungern wahr. Einen Bestechungsversuch („zehntausend Taler“), damit sie bei ihm bleibt, lehnt sie ab. („Geld kann vieles in der Welt, Jugend kauft man nicht ums Geld.“) Mit dem anheimelnden Lied „Brüderlein fein“, das nie die Sentimentalität streift, nimmt sie



Aus Harald Keller: Michelangelo. S. Fischer Verlag Frankfurt/M. 1976

Michelangelo Buonarroti: *Entwurf für eine Zacharias-Darstellung.*



Abschied von ihm. Im Garten beginnt es zu schneien.

Als die Jugend abgegangen ist, klopft es. In einem Gedicht Johann Wolfgang von Goethes, da war er sechsendsechzig, heißt es: „Das Alter ist ein höflich Mann: / Einmal übers andre klopft er an.“ Da aber den Klopfenden niemand einlässt, tritt er einfach ein, „so schnell, / Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.“ Als bei Raimunds Wurzel auf das Klopfen hin niemand aufmacht, wird die Sache sehr ungemütlich. Es tritt ein Mann ein: „Ich bin das hohe kranke Alter“. Er weist einen Einquartierungszettel vor, also ein militärisches Dokument, das keine Widerrede duldet. Eben noch war Wurzel jung, nun wird er alt: Das ist Altersstatistik zu Raimunds Zeiten, also nach heutiger Zählung Entfall des dritten Alters als Übergang. Das hohe Alter bezeichnet sich zwar als spaßigen Kerl, aber die „Verwandten“, die es dem nunmehrigen Ex-Millionär ankündigt, sind alles andere als spaßig: der verdorbene Magen, dessen Cousine, die Gicht, die sich schon auf ihn freut, und ein Schlafrock. Und noch etwas, keine Kleinigkeit: „In der Früh ein Schalerl Suppen und ein Semmerl drin, um elf ein bisserl in der Sonn spazieren gehen (...). Z'Mittag ein eingemachts Henderl und ein halbes Seiterl Wein, und auf d' Nacht eine halbete Biskotten.“ Nach diesen rigorosen Diätvorschriften fährt das hohe Alter dem Wurzel über die Haare, die plötzlich verfärbt sind. „Jetzt ist aus dem Bräunl ein Schimmel worden.“

Das alles geschieht abrupt und nicht in allmählicher Verlaufskurve. Allerdings hatte der bereits genannte Essayist und Erzähler Dieter Wellershoff ebenfalls keine Allmählichkeit im Sinne, als er dem 1917 geborenen Heinrich Böll, Literaturnobelpreisträger von 1972, in einem Gedicht zum 65. Geburtstag gratulierte: „Altern geschieht, als fände es gar nicht statt, ist aber plötzlich doch geschehen / wie ein Betrug.“ Es klopft also nicht mehrmals an, und die Kurve der Jahre verläuft kaum je sanft. In Simone de Beauvoirs Buch über das Alter – sie veröffentlichte es 1970, da war sie zweiundsechzig – steht zu lesen, nichts komme unvorhergesehener als das Alter.

„Damals war alles anders“

„Bei-uns-kis“ nannte man in New York Deutsche und Österreicher, die der nationalsozialistischen Verfolgung entkommen waren und nicht, oder nicht gleich, mit den neuen Lebensumständen zurechtkamen. „Bei uns“ war das so und so, sagten die heimatlos Gewordenen. Auf ähnliche Weise verändern sich auch für Alternde die Lebensumstände. Wenn

wir immer häufiger von einem Damals sprechen, werden wir zu „Damals-kis“. Diesen Namen verdient man sich sozusagen selbst. Aber es gibt viele an sich unverfängliche Ausdrücke, mit denen Alternde von außen bedacht werden. Der Schriftsteller Jean Amery hat dabei die Vorsilbe „un“ dingfest gemacht. Un-fähig werden zu besonderer Leistung, un-geschickt sein in der Koordination, un-belehrbar, wenn es um verhärtete Ansichten geht, un-gesund, was alte Essgewohnheiten betrifft, und un-erwünscht bei so manchen Anlässen. Sollte also Political Correctness einmal das Wort „alt“ eliminieren wollen, so wäre mein Vorschlag: „un-jung“. Auch eine an sich wohlwollend gemeinte Sprache über das Altern verrät sich leicht, etwa am Wort „noch“: fährt noch Auto, ist noch gut zu Fuß, ist noch beweglich im Kopf. Der Schriftsteller Max Frisch hat in seinem Tagebuch der Jahre 1966 bis 1970 (veröffentlicht 1972, da war er einundsechzig) bei Alternden die steigende Häufigkeit der Ausdrücke „heutzutage“, „zu meiner Zeit“ und „zu unserer Zeit“ aufgetan. Beiunskis und Damalskis gesellen sich.



Albrecht Dürer:
Mutter.

Der ungarische Schriftsteller Peter Esterhazy (1950–2016) rieb sich vor der politischen Wende in Ungarn am offiziellen Literaturbetrieb und erfreute sich der Wachsamkeit von dessen Aufsehern. Vielleicht gehörte er auch deshalb zu jenen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die im Jahre 2000 von einer deutschen Zeitung gebeten wurden, über ihr Altern zu schreiben. „Der in mir wachsende Fremde“ – ist das nicht ohnehin schon ein Symptom? – „interessiert mich nicht, wohl aber die wachsende Fremdheit der Welt.“ Gleichzeitig hielt er fest, er pflege die Welt noch nicht in früher und jetzt aufzuteilen. „Einst und jetzt: Das ist das sine qua non des Alters. Aber schon sage ich immer wieder: noch.“ Noch war er kein Damalski, und trotzdem erlebte er, er war erst fünfzig, das Älterwerden als Fremdwerden der Welt. Er starb mit sechsendsechzig.

Max Frisch, als routinierter Selbstbeobachter schon früh auf der Suche nach Symptomen seines Älterwerdens, hat es nicht nur in der Sprache verfolgt, sondern er hat auch eine physiologisch-psychologische Checkliste erstellt: Sehkraft lässt nach, Gehör auch, Tastsinn ebenfalls, das Hirn nimmt weniger auf und arbeitet langsamer, Emotionalität schwindet (wenn auch im Gedächtnis emotionale Erinnerungsspuren sich länger halten als Wissensinhalte), die Neugier lässt nach oder verengt sich, Reflexe sind nicht mehr verlässlich, Assoziationen stocken oft gerade dann, wenn der Formulierungswille danach verlangt. Wortfindungsstörungen, ein etablierter Begriff, stellen sich ein. Kurz: „Der Grips lässt nach, die Zeit wird knapp.“ (John Updike).

>>>



Ein Schamthema, stellte Norberto Bobbio fest, bleibe meist unerwähnt: die Kontrolle der unteren Leibeshälfte. Er meinte es anders als Arthur Schopenhauer (der bekanntlich ein eiserner Junggeselle war): „Von der Venus entlassen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bacchus suchen.“ Wilhelm Busch sagte es einfacher: „Rotwein ist für alte Knaben ...“ Nicht nur im Süddeutschen und Österreichischen, wo das Wort geläufig ist, stellt sich gerne der Grant als Grundton der Befindlichkeit ein.

Nachteile ertragen, Vorteile genießen

Ein Kunterbunt: Die Tage sind lang, aber die Jahre kurz. Die Berufsjahre mit ihren Zeitkontrollen gleiten nach hinten in die Ferne, so als blicke man beim Autofahren in den Rückspiegel. Bestimmte Details werden auf unerwünschte Weise spannend, denn das Gedächtnis spielt zur Unzeit Streiche und produziert Verschreiber. Beim Notieren des Untertitels von Jean Amerys Buch *Über das Altern* (1968) schrieb ich zum Beispiel anstatt „Revolte und Resignation“ das radikalere „Revolte und Regression“. Wie das? Mit Resignation kommt manchmal das Beiwort „heiter“ daher – also wollte ich das vermeiden? Schwebte mir also eine heitere Regression vor? Sollte es so etwas geben, wäre es eher bedenklich. Nicht nur das Hirn arbeitet ungenauer und langsamer, auch die Physis: kleinere Schritte. Beim Stiegensteigen ist ein Handlauf nicht unwillkommen. Unlängst sah ich eine Werbung für einen Spazierstock, bei dem man mit einem bestimmten Griff eine Pinzette unten an einer Doppelspitze betätigen konnte: ein Dinge-Aufklauber, eine Nie-wieder-bücken-Greifzange für die Zeit, da man nicht mehr so leicht den Rücken krümmt. Die Hemdenknöpfe werden größer, dafür die Ösen kleiner. Ältere müssen ausgiebiger auf dem iPhone üben als Jüngere. Geschmacks- und Geruchssinn lassen nach, der Gusto auf Fleisch wird geringer, der auf Süßes nicht selten mehr. Im Netz behauptet jemand, wenn er auf einer Speisekarte das Wort „Seniorenteller“ antreffe, verlasse er sofort das Restaurant. Mein Schreibtisch hat normale Ausmaße, trotzdem erblicke ich manchmal einen gesuchten Gegenstand erst nach einigem Umherschauen. Statt Schnürschuhen trage ich lieber Slipper mit festem Rand, in die ich stehenden Fußes steigen kann. Auch schwimme ich lieber in einem Thermalbecken mit siebenundzwanzig Grad als in einem noch so schönen See mit neunzehn. Das Schimpfen über das Fernsehprogramm wird mehr – da ist sie, wenn auch nicht öffentlich gemacht, die Schandmaulkompetenz Odo Marquards. Hellhörigkeit für bestimmte Altersangaben kommt

auf, auch wenn sie außer Vergleichsweite sind: Fußballspieler X ist eine Stütze seiner Mannschaft, „aber auch schon zwei- und dreißig“. Aha. Man macht Fehler im Alltag, weil sogenanntes Multitasking nicht mehr verlässlich gelingt, weil sich die Dinge dagegen sträuben, gleichzeitig erledigt zu werden. Eine bayerische Kabarettistin im besten Alter singt ein eingängiges Lied mit dem Refrain: „Multitasking ist ein Riesen --- dreck.“ Also abgewöhnen. Und wie ist das mit der Rührseligkeit? Ja, zu Zeiten durchaus. Nimmt übrigens die Anfälligkeit für Lob und gute Worte mit dem Älterwerden zu? Nein, sie wird aber auch nicht weniger. Bekam Walther von der Vogelweide für seine Alterselegie – O wê, war sind verschwunden alliu miniu jar – genug Lob von seinen Zuhörern und Zuhörerinnen? Wenn ja, hat es ihm geholfen, das Fremdwerden seiner Lebenswelt und der Menschen, mit denen er aufgewachsen ist („sint mir worden frömde“), zu bewältigen? „Bilanzen sind immer ein wenig melancholisch.“ (Norberto Bobbio). Darin sehe ich eine Ermutigung, mich für gelegentliche Melancholien nicht zu genießen.



Johann Baptist Wengler: *Alte Bäuerin mit Blindbortenhaube*.

Als ich fünfundvierzig war, trällerte ich ein Liedchen aus dem Radio mit, halb gesprochen und halb gesungen von einer Whiskystimme. „Sechzig Jahre und kein bisschen weise“ sang ein beliebter, vital aussehender Schauspieler, der gerade sechzig geworden war. Dazu: „... auf dem Weg zum Greise“. Das nahm ich ihm damals, schon im eigenen Interesse für später, nicht ab, ebenso wenig jene Reimzeile davor: „und kein bisschen weise“. Wer sagt, dass man weise sein muss, wenn man sechzig wird? Als ich an die Sechzig kam, erreichte mich ein Telegramm eines Jahrgangsgenossen: „Ein fröhliches Alter!“ Ich empfand diesen Wunsch als originell, ohne ihn allzu ernst zu nehmen. Das heißt, den Wechsel vom sechsten Jahrzehnt ins siebente empfand ich als gleitend, aber die Geburtstagsfeier

mit Gedichtrezitation eines Freundkollegen stellte dann ein paar Dinge klar, durch allerhand Reime auf „sechzig“. „Es graut am Haupte das Geflecht sich“, „So mancher Zahn erweist nicht mehr als echt sich“, „Wenn man mal nichts vergisst, dann freut man echt sich.“ Die Anwesenden nötigte der Vortragende jedes Mal zu einem Refrainchor: „Ja, der H. wird sechzig, wirklich sechzig.“ Das ließ keine Zweifel aufkommen.

Irgendwann danach saß ich auf einem Balkonsitz im Salzburger Festspielhaus und schaute auf die weißen Köpfe der angejahrten Abonnenten und Abonnentinnen im Parterre. Als das Licht ganz langsam ausging, leuchteten die Köpfe noch immer, und ich erlebte eine kuriose Aufwallung von Solidarität mit den Weißköpfen unten, eine kurze.



Sich in Würde dreingeben

Älter werden ist ein Thema in Hugo von Hofmannsthals Schauspiel *Der Rosenkavalier* (1910; der Untertitel „Komödie für Musik“ verweist mit Nachdruck auf Richard Strauss' Oper.) Das Stück spielt zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia, also etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Schaut man auf das Lebensalter der Figuren, dann rückt die Marschallin Fürstin Werdenberg in den Fokus. Es ist müßig, die Altersstatistik zu bemühen und abzuschätzen, wie alt die Marschallin heute wäre (fünfunddreißig plus?), denn im 18. Jahrhundert wurde man, siehe Kant-Anekdote, zeitiger alt als heute. Sie ist nicht glücklich verheiratet und hat sich Octavian, den Grafen Rofrano, als jungen Liebhaber genommen. Der verliebt sich jedoch, wie die Marschallin es ihm vorhergesagt hat, in eine sehr junge Frau, eine Erbin, die er durch eine Intrige einem älteren, mitgiftgierigen und lüsternen Baron, dem sie versprochen ist, wegnimmt.

Die beiden Jungen, Sophie und Octavian, sind am Ende die Glücklichen und singen das selige Duett, das sie zusammenführt. Aber das bedeutsamste Wort der Oper hat die Marschallin in ihrem Monolog. Das Ende ihrer Affäre hat sie geahnt, nicht aber, dass es so bald sein wird. Das Älterwerden steht bereits an der Türe und klopft, wenn auch nicht so abrupt und unhöflich wie bei Fortunatus Wurzel, sondern sanfter und eleganter. Die Marschallin wird es mit den Jahren leichter haben als eine Jahrgangsgenossin, die in Armut leben und ihre Jahre zählen muss. Nichtsdestoweniger vergeht für sie die Zeit jetzt deutlicher als für alle anderen auf der Bühne. Beim Lever bekommt ihr Friseur, der sein Werk verrichtet hat wie sonst auch, zu hören, dass er „ein altes Weib“ aus ihr gemacht habe. Sie blickt zurück auf die Zeit, als sie „die kleine Resi“ war, dann voraus in die Zeit, da die Leute sagen werden: „Siehst es, da geht s', die alte Fürstin Resi!“ Die Zeit, das „sonderbare Ding“, verrinnt lautlos und unaufhaltsam. Es nützt nicht, dass sie manchmal mitten in der Nacht aufsteht und alle Uhren im Haus anhält. Am Ende ihres Monologs holt sie sich selbst aus der Schwermut: Sie wird in die Kirche gehen („in die Kirchn“) und dann einen Onkel besuchen, der alt und gelähmt ist, und wird mit ihm essen. „Das freut den alten Mann.“

„Und das in diesem Alter!“

Gegen das Altern und den Trübsinn geht es auch auf weniger melancholische, vielmehr trotzig-kontrastive Weise. Die Vergleichbarkeit mit der Fürstin Werdenberg ist gering: nicht das achtzehnte Jahrhundert, sondern unsere Zeit; nicht eine Frau vor den vierzig, sondern ein Mann nach den achtzig; nicht eine Hochadelige, sondern ein begnadeter Kabarettist in der Rolle eines Rentners: Dieter Hildebrandt (1927–2013) war

Mitbegründer und profilierte Stütze der legendären Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Auch absolvierte er als Solist Fernsehauftritte bis ins Alter. Mit zweiundachtzig outete er sich als Alkoholiker und schaffte es dann ins Trockene. Er war weit über achtzig, als er im Fernsehen seinen „Rentner-Rap“ in zehn vierzeiligen Strophen vorführte. Er kommt mit einem aufklappbaren Gehstock auf die Bühne, gebraucht ihn aber nicht als Stütze, sondern als taktgebenden Klopf-Stock. Bei ihm klopft nicht das Alter an die Tür, sondern er, der Alte, stampft auf. Nach jeder Strophe seines Raps kickt er den Stock mit einem trotzigem „Ja!“ zur Seite. Er rappt die bissige Klage eines Alten gegen die Jüngeren in seinem Gewerbe, die ihn zu einem Überständigen machen wollen:

„Wo ich geh', wo ich steh' / Was ich höre, was ich seh' / Rappen Deppen diesen Schmä, den ich meistens nicht versteh. // Leise flehen meine Glieder: ‚Singt doch meine Lieder wieder!‘ / Doch die miesen, miesen Brüder / Rappen meine Lieder nieder, ja!“

Er diffamiert in der Folge herzhaf: nicht nur die die Jüngeren in seiner Sparte, sondern überhaupt die Jungen: die zugepiercten Nasen, die Hosen, deren Hinterfläche in den Kniekehlen hängt, Bauch frei mit Speckfalte und so weiter. Hildebrandt präsentiert eine Altersvitalität, die man nicht einfach so schauspielern kann. Am Ende steht der Rapper vor der Himmelstür und möchte, noch immer hintergründig humorvoll, hinein – „Ich bin klein, mein Herz ist rein“ –, und er ist froh, dass ihm der Rap gelungen ist. Sein letztes Wort ist ein aufmüpfiges „Nein!“ Er wird – die Kamera schwenkt über das Publikum – beklatscht und bejubelt, von den Älteren und Alten, weil er solide Schandmaulkompetenz beweist, und von den Jungen, die noch nicht an ihr Alter denken müssen (aber vielleicht doch schon ein wenig), und weil sie seine vitale Virtuosität bewundern im Sinne von: „Und das in diesem Alter!“

Was tun, außer John Updike zu folgen und – wenn auch noch langsamer – in die Pedale zu treten und in kleinen Schritten produktiv zu bleiben? Runterdrücker vermeiden? Also zum Beispiel nicht mehr an Matura-Jubiläumsfeiern teilnehmen, weil bei der sechzigjährigen, also der diamantenen, weniger als zwanzig von ehemals zweiunddreißig Klassengenossen präsent waren bzw. kommen konnten?

Oder sollte man sich an Stimmungsheber halten und sich zum Beispiel von Zeit zu Zeit Hermann Hesses Gedicht *Stufen* zuführen, das zu seinen bekanntesten gehört? Hesse schrieb das Gedicht im Jahre 1941, nach einer Erkrankung. Es ruft zum Abschied von Gewohntem auf; bei jedem Lebensrufe müsse das Herz sich in Tapferkeit und ohne Trauern in neue Bindungen begeben. „Wie jede Blüte welkt und jede Jugend / dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe.“ Wirklich jede? Weiterschreiten müsse man, denn: „Der Weltgeist will nicht >>>



fesseln uns und engen.“ (Unter der großen Wortgeste tut es Hesse des Öfteren nicht). Im Jahre 1877 geboren, war er vierundsechzig, als er das Gedicht schrieb, und selbst wenn die Lebens- und Altersstatistik des Jahres 1941 ihn damals als älter rubriziert hätte, endet es mit: „Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ... / Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“ Aber auf das Altern umlegen lässt sich das Gedicht letztlich nicht. Es ist ein allgemeines Lebensmut-Macher-Gedicht, weniger ein Gedicht über gelingendes Älterwerden. Einmal notierte er sich: „Mit der Reife wird man immer jünger.“ Wirklich?

Nicht nur die Literatur, auch der Film hat sich des Alterns angenommen. Der Streifen *Die Spätzünder* von 2010, *nomen est omen*, ist ebenfalls ein Stimmungsheber, der jungen wie älteren und alten Zusehern gefällt. Schauplatz ist eine Seniorenresidenz. Dass der Film das Altgewordensein mit Humor angeht, hört man aus einer Äußerung zu Beginn: „Diese Seniorenbiotope wären ja nicht so schlimm, wenn da nicht so viele alte Leute wohnen würden“. Die angejahrten Insassinnen und Insassen werden nach bewährtem Motto behandelt („Hauptsache satt, sauber und früh ins Bett“), sie wehren sich gegen bürokratische Bevormundung, gründen unter der Führung eines Gitarrenmusikers eine Rockband mit Gesang („Rocco und die Herzschriftmacher“), bewerben sich für einen Song Contest mit dem Titel „Die Stars von morgen“. Der Song, mit dem sie auftreten werden, stammt von der realen österreichischen Band „Opus“ und war unter dem Titel „Life is Life“ der Hit des Jahres 1985. Vor den entscheidenden Proben gibt es einen Zwischenfall: Eine Gitarrespielerin der Band sitzt tot auf ihrem Sessel. Die humorvolle Grundierung des Films stockt, dann aber geht es, auch ganz im Sinne der Verstorbenen, weiter bis zum umjubelten Gewinn des Contests.

Die Frau in der Rolle der Gitarristin war mir aus jungen Jahren bekannt. Libgart Schwarz, später verheiratet mit dem Schriftsteller Peter Handke, lernte ich 1960 bei einer Laienspielwoche in Kärnten kennen. Ein Schauspieler und Regisseur des Klagenfurter Stadttheaters besetzte die Rollen des dramatisierten Tagebuchs der Anne Frank. Libgart Schwarz war Anne Frank, ich versuchte, Peter van Daan zu sein. Wir waren, wie die meisten der Gruppe, zwanzig Jahre alt. Und so wie im Film von 2010 Libgart Schwarz als siebzigjährige Gitarristin tot auf ihrem Sessel saß, so saß ich als siebzigjähriger Fernseher auf der Couch und war, für einen Moment dieser Vermischung von Schauspiel und Erinnerungswirklichkeit, schockiert. In den Proben für den Auftritt der Herzschriftmacher hatte sie mit der Gruppe gesungen: „When we all give the power / We all give the best / Every minute of an hour / Don't think about a rest.“ Nachtrag: Für die allermeisten aus unserer Gruppe war es ein sommerliches Vergnügen an einem schönen Kärntner

See. Libgart Schwarz hingegen machte Schauspielkarriere, gave her power and her best, von der Schaubühne am Halleschen Ufer in Berlin bis ans Burgtheater in Wien.

Wer sich erinnert, lebt zweimal

Was hilft ein wenig in den Spätjahren, vorausgesetzt, die grauen Zellen arbeiten noch einigermaßen? Ich denke: Erinnern und Humor. Von Michel de Montaigne (1533–1592) stammt der Gedanke, dass, wer heute sich seines Gestern freue, zweimal lebe. Die Erinnerung ist dazu da, sich nicht mit dem einmaligen Ablauf des Lebens zufriedenzugeben. Ungefähr drei Jahrhunderte später bestätigte ihn sein Landsmann und Kollege Honoré de Balzac: „Man lebt zweimal: Das erste Mal in der Wirklichkeit, das zweite Mal in der Erinnerung.“ Der Gedanke ist nicht singulär, er begegnet einem auch bei anderen Autorinnen und Autoren. Eine Frage lässt sich nicht abweisen: Ob man sich an sein Leben wirklich so erinnern kann, wie es abgelaufen ist? Aber diese Frage, so meine ich, ist so wichtig nicht. Wenn es lebendige Erinnerungen sind, ist es gleichgültig, ob sie wahr sind, solange sie helfen, ein immer kürzer werdendes Leben noch gut zu leben, sodass man sagen kann, man ist am Ende das, was man gedacht, geliebt, vollbracht hat. So verstehe ich eine Einsicht Norberto Bobbios: „Du bist das, was du erinnerst.“ Andererseits rät er, nicht zu sehr zu vereinfachen und nicht allzu nachsichtig auf die eigene Vergangenheit zurückzublicken. Wenn aber, dann gründlich, als Brunnengräber der Seele. „Versäume es nicht, in diesem Brunnen weiterzugraben. Jedes Gesicht, jede Geste, jedes Wort, jeder noch so weit entfernte Gesang, die du wiederfindest, obwohl sie für immer verloren scheinen, helfen dir zu überleben.“ Also so wie es auch bei Montaigne und Balzac gedacht ist: das Leben in der Erinnerung ein zweites Mal leben. Manchmal gelingt dann eine Art von geselligem Verkehr mit Abgeschiedenen.

Die in ihren Zwanzigern an multipler Sklerose erkrankte Literaturwissenschaftlerin und Feministin Silvia Bovenschen (1946–2017), (zu der einmal ein Freund sagte: „Die Tassen mit dem Sprung halten am längsten.“), fragte eine Achtundachtzigjährige, welches Alter sie sich noch einmal wählen würde. Die Greisin sagte spontan: „Anfang vierzig.“ Ich stimme zu. Und so denken zum Beispiel auch zwei andere Schriftstellerinnen. Die in Berlin geborene Monika Maron, die von 1951 bis 1988 in der DDR lebte, bevor sie wieder in den Westen ging, wünschte es sich so: „Einmal bis fünfundvierzig und dann pendeln zwischen Mitte dreißig (...) und Mitte vierzig.“ Und Brigitte Kronauer (1940–2019) äußerte, da war sie sechzig, einen ähnlichen Wunsch, nämlich „das frühere Exemplar und das jetzige in eins!“ Das liefe, nimmt man die ganz frühen Jahre aus, ebenfalls auf die Vierziger hinaus.



Wilhelm Busch: *Drum soll ein Kind die weisen Lehren der alten Leute hochverehren!*

Weniger müssen, mehr dürfen

Die Vorstellung vom Jungbrunnen ist alt: daraus trinken, darin baden, dann immerwährende Jugend. Niemand hat je im Ernst daran geglaubt, sie überdauert trotzdem im Nebel unserer kollektiven Wünsche, wo der Verstand nicht das Sagen hat. Gibt es „Hilfskonstruktionen“ (Theodor Fontane), die das Altwerden, wenn auch nur für eine absehbare Zeit, erträglicher machen? Die Schweizer Psychologin Verena Kast weiß von einer Fünfundachtzigjährigen zu berichten: Seit sie aufgehört habe, sich zu fragen, was „morgen“ sein wird, sei sie viel ruhiger geworden. Wem aber in diesem Alter ist es gegeben, so zu denken? Immerhin kann es ruhiger machen, sich vorzusagen: Man muss nicht mehr so viel müssen und darf mehr dürfen. Fast jede/r vom Berufsdruck Entbundene kennt die Erleichterung, nicht mehr am Rattenrennen teilnehmen zu müssen, auch wenn man sich dann doch wieder eine Tätigkeit suchen mag, aber eine mit eigener Tempovorgabe! Das „Hättiwari“, das „Hätte-ich-doch-wäre-ich-doch“, sollte raus aus dem Kopf. Der Wunsch, trotz zunehmender Jahresringe immer (noch) „der Alte“ oder „die Alte“ zu bleiben, sollte ebenfalls raus. Der Verabschiedungsgruß „Wir bleiben die Alten!“ hat keine lange Laufzeit. Der irische Schriftsteller George Bernard Shaw hielt es mehr mit Nüchternheit, wenn auch eleganter und fast etwas trostreich: „Don't try to live forever. You will not succeed.“

Die in Czernowitz geborene Rose Ausländer (1901–1988) fragt sich in ihrem Gedicht *Spiegelbild*: „Du blickst / dich an / und fragst / wer bin ich“. Eine existentielle Frage in nur vier Kurzzeilen, doch vergleichbar einem Eisberg, der nur zu einem Siebentel aus dem Wasser ragt und auf seine große Masse

unter der Meeresoberfläche verweist: geballte Erinnerung der Dichterin mit Lebensanfang in Österreich-Ungarn, weiter in den USA, in Rumänien, ein verheerender Krieg, lebensbedrohende Verfolgung durch die Nationalsozialisten, Flucht, Überleben, vorübergehender Aufenthalt in Wien und schließlich in Düsseldorf, durch einen Oberschenkelhalsbruch in ein Leben im Zimmer gezwungen und sich selbst fremd werdend, aber schreibend: Erfahrungen, die unweigerlich zu einer Frage nach der Identität im Prozess des Älter- und Altwerdens führen.

Eine ähnliche Frage wie die von Rose Ausländer steht hinter einer Äußerung, die ebenfalls vor einem Spiegel getan wird, aber getarnt als Witz, Sprecher männlich. Sie ist ein Beispiel dafür, wie man eine verfremdete Selbstwahrnehmung in mildernden Humor überführen kann, auf einer Lebensstufe, auf der es immer weniger zu lachen gibt: „Ich kenn dich zwar nicht, aber ich rasier' dich trotzdem.“ Freundlich-schnoddriger Humor hilft zu ertragen, was man zur Kenntnis nehmen muss. Woher der Spruch stammt, ist unbekannt. Vielleicht wandelte ihn ein Kenner des Nachlasses von Jean Paul (1763–1825) ab, der bereits im Jahre 1806 vor demselben Problem stand: „Ich merke mir Namen so wenig, dass ich oft vor dem Spiegel frage, wie heißt der darin.“ Die Möglichkeiten, eine Veränderung lächelnd zu kommentieren, sind ohnehin zeitbegrenzt.

„So geht es einem jeden ...“

Noch einmal der erwähnte Briefschreiber Alexander von Villers: Der Legationsrat an der Gesandtschaft des Königreichs Sachsen in Wien, der gewohnt war, seinen Individualismus zu betonen, war nichtsdestoweniger Weisungsempfänger. Mit seinem Vorgesetzten, dem Gesandten, kam er deshalb nur schwer zu Rande. In einem seiner Briefe berichtet er von einer heftigen Auseinandersetzung, einer „bestialischen Szene“. Im Jahre 1870 ging er in den Ruhestand, wurde Pächter jenes landwirtschaftlichen Anwesens, das dem Prinzen von und zu Liechtenstein gehörte, und war glücklich. So kommentierte er das in einem Brief an einen befreundeten Grafen: „Wie gut tut mir das Alter, und wie wünschte ich das einem jeden!“ Da war er neunundfünfzig (zu denen heute einige altersarithmetische Jährchen hinzuzufügen wären). „Mir ist, nach der tausendjährigen Kanzleinacht, wie einem Mumienweizenkorn, das nun erst aufgeht.“ Als angejahrter Mann in den Ruhestand getreten zu sein und trotzdem jetzt erst zu keimen und zu wachsen, ins Alter hinein – was für eine wunderbare Metapher! Vier Jahre später ist der Ton anders. Es ist der Weihnachtsabend des Jahres 1875, und der als Weizenkorn aufgekeimte Mann ist allein und trübsinnig. An einen anderen Briefpartner schreibt er: „Nicht dass mir das geringste geschehen wäre als eben nur vierundsechzig Jahr. Aber das Alter ist ein ver- >>>



fluchter Kerl. Wenn man hinkommt zu ihm, sitzt er am Weg und lacht und sagt: „Nun, da kommst du ja endlich, hast mich lange warten lassen.“ Und der lachende Wegelagerer setzt jovial hinzu: „Wie war’s, erzähle!“ Aber wenn man das tue, so Villers, sagt das Alter: „Nun schau dich einmal um.“ Und wenn man auch das tue, sehe man „alles noch einmal, aber ganz anders.“ Daraufhin, so Villers weiter, zuckt der verfluchte Kerl die Achseln und sagt: „So geht es einem jeden: man nennt das Glaube, Liebe, Hoffnung; so aber sieht’s aus am Ende! Dabei hat man wunde Füße, und der Boden schmerzt.“ Im Nachsatz: „Ich hoffe, er drückt uns weniger, als wir ihn.“

Von Leo Tolstoi gibt es eine kurze Geschichte aus dem Jahr 1885 mit dem Titel *Wie viel Erde braucht der Mensch?* Es ist die Geschichte eines russischen Bauern namens Pachom, der die Möglichkeit erhält, ganz billig so viel Land zu erwerben, wie er an einem Tag erwandern kann. Er umkreist ein großes Gebiet, er erreicht mit Mühe und wunden Füßen den Ausgangspunkt, kann noch vernehmen, dass ihm nun viel Land gehöre, und stürzt tot zu Boden. Sein Knecht kann ihn nicht mehr aufheben. „Der Knecht nahm die Hacke, grub

Pachom ein Grab, genau so lang wie das Stück Erde, das er mit seinem Körper, von den Füßen bis zum Kopf, bedeckte – sechs Ellen –, und scharfte ihn ein.“ Alexander von Villers konnte diese Geschichte noch nicht gekannt haben, aber im Alter von sechsundsechzig Jahren schrieb er an den Grafen Hoyos, nicht ohne Humor: „Nun bin ich auch Grundbesitzer geworden und habe mir ein Stück Erde erworben (...) Von meinem Grundstück zahl ich keine Steuer, als einst mich selbst; es liegt in Grinzing in einem Wald von Kreuzen und ist nicht größer als ich selbst.“ Der Pächter von Neulengbach wurde Eigentümer auf dem Grinzing Friedhof. Zwei Jahre später bezog er dieses Grundstück. Die Gemeinde Wien hat es zum Ehrengrab erklärt.

Karlheinz Rossbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten; em. O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg. Zahlreiche Essays und Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Dankbarkeiten* (Verlag Lehner, Wien 2021).

Esther Wolf:

Im Wetterleuchten der Gefühle
willst du ein Zeichen setzen –
den wilden Garten umgestalten.

Du fragst nach ihm,
der gegen Unrecht aufgestanden ist.
Gebrochen wie das Korn im Hagel
liegt er begraben
auf dem Felde der Wahrhaftigkeit.

Du fragst nach ihm,
der sich gern dreht als Blatt im Wind.
Er schreitet munter noch voran.
Ihm folgt die große Menge jubelnd nach.

Du fragst nach ihm,
der liebevoll sein Kind umarmt.
Siehst du am Horizont den leisen Schimmer?
Von ihm die Spur
scheint auf uns alle zart herab.



Ilse Brem: Zeichnung aus dem Gedichtband *Bruchstücke* (Österreichisches Literaturforum, 1999)